

Als die Ruine noch eine Festung war

Die Burg Dorneck wurde 1485 an die Stadt Solothurn verkauft. Einst beherbergte sie einen Garten, eine Kapelle und einen Archivraum.

Karin Rey

Gemäss Bodenfunden reicht die Geschichte der Burg Dorneck zurück ins 11. Jahrhundert, vermutlich ist sie eine Gründung des Hauses Saugern-Pfeffingen. Um 1180 wurde sie an die Grafen von Thierstein vererbt. 1360 verkaufte Graf Sigmund II. von Thierstein-Farnsburg die Feste «Tornegg» mit allen Rechten und Gütern an Graf Rudolf IV. von Habsburg (1339-1365) und empfing sie von diesem als erbliches Lehen. Nach Sigmunds Tod verkaufte seine Witwe 1384 auch dieses an Österreich. 1394 fiel die Burg als österreichischer Pfand an Henman Efringer und gelangte schliesslich fest in die Hände dieser Familie.

1485 verkaufte Bernhard von Efringen die Feste an die Stadt Solothurn, die darin einen Landvogteisitz für in der Folge 60 Vögte einrichtete. 1502 erwarb sie zudem die thiersteinischen Rechte in Dornach und erlangte so die Landeshoheit.

Belagerung während des Schwabekriegs

Damals befand sich die Burg in verfallenen Zustand, überstand jedoch die Belagerung während des Schwabekriegs 1499 ohne weiteren Schaden. Am 22. Juli 1499 wurde das kaiserliche Heer in der berühmten Schlacht von Dornach vernichtend geschlagen und die Eidgenossenschaft konnte sich endgültig vom Reich lossagen. Eine detaillierte Darstellung der Burgfeste zeigt der «Dornacher Schlacht Holzschnitt» von 1499.

Die ab Herbst desselben Jahres von Solothurn veranlassten Um- und Ausbauten, die sich bis ins 16. Jahrhundert hingen, machten aus der mittelalterlichen Burg eine frühneuzeitliche Festung. Diese Umbauten führten zu Feindseligkeiten zwischen Solothurn und Basel wegen territorialpolitischer Ansprüche beider Städte in der Gegend Birseck-Gempfen.

1798 nahmen die französischen Invasionstruppen die Fes-



Die Darstellung zeigt die Burg Dorneck im 16. Jahrhundert.

Bild: Yoshi Zigerli

tung ein und sie erlitt durch Beschuss und Feuer grossen Schaden. Dass sie anschliessend als Steinbruch erhalten musste, beschleunigte ihren Verfall. Erst 1903 ergriff der Regierungsrat des Kantons Solothurn Massnahmen zu ihrer Erhaltung.

Gegen Westen und Osten war Dorneck, zusätzlich zur

«Historisches Basel»

Die bz zeigt Motive aus Basel und Umgebung an der Schwelle zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Die Bilder stammen vom angehenden Game-Designer Yoshi Zigerli, die Texte verfasst hat die Basler Journalistin Karin Rey. Den Beginn

Ringmauer, durch steile Abhänge geschützt. Auf dem eingeebneten Vorgelände stand einst der Ökonomietrakt. Massive Mauertürme, Torbauten und eine niedrige Vorburg erschwerten den Zugang von Norden. Ein weiterer Mauerturm aus dem 13. Jahrhundert, Hexenturm genannt, übernahm diese Aufgabe im Süden.

machte am 27. Dezember das Spalenter im 16. Jahrhundert, nach dem Predigerkloster am 28. Dezember folgt die Burg Dorneck (29. Dezember). Zum Abschluss zeigen wir am 30. Dezember das frühere Spital in der Freien Strasse. (bz)

Als zusätzliche Verstärkung liess Solothurn 1546 im Norden, im Bereich des Vorhofes, das grosse, massive Bollwerk errichten, das der Festung ihr trutziges Aussehen verlieh. Zwei Jahre später folgte das kleine, die Anlage gegen Norden abschliessend.

Nahe der westlichen Wehrmauer sind Reste eines massiven Rundturms erhalten, ursprünglich wohl der Wohnturm aus dem 13. Jahrhundert. Um 1500 kamen südlich davon weitere Wohn- und Repräsentationsräume hinzu. Der 1551 gegebene Sodbrunnen mit einer Filterzisterne versorgte die Bewohner mit frischem Wasser. Auch Reste eines Gartens wurden im Süden der Anlage gefunden. Ein in die östliche Wehrmauer integrierter Turm barg die Kapelle sowie einen Archiv-

raum. Teilweise in den Fels gehauen, gab es Stallungen für die Pferde. Die heutige Anlage ist stark geprägt durch Ergänzungen des 16. Jahrhunderts.

Das Leben auf einer Burg war hart

Im früheren Mittelalter gestaltete sich das Leben auf einer Burg, mehrheitlich auf einer steilen Anhöhe liegend, extrem hart. Ein zentral gelegener, massiver Wehrturm diente oft auch als Wohnraum für die Ritterfamilie, Knechte und Mägde. War das Erdgeschoss fensterlos, diente es als Vorratskammer oder Verlies. Im ersten Stock befand sich der spärlich eingerichtete Rittersaal, oft der einzige Raum mit grösseren Fenstern, die relativ hoch angebracht und mit Sitznischen versehen waren.

In den oberen Stockwerken lagen die Schlafsäle. Bei schlechtem Wetter spannte man Pergament vor die Fensteröffnungen. Im Winter, wenn der eisige Wind um die Burg piffte, verstopfte man die Mauerritzen mit Stroh. Als Beleuchtung dienten Kienspäne oder Talglampen. Oft gab es nur einen einzigen offenen Kamin im Wohnturm zum Heizen, Ende des 12. Jahrhunderts kamen die Kachelöfen auf. Von grosser Bedeutung war natürlich die Ringmauer, welche die ganze Anlage umschloss, manchmal verstärkt durch Gräben.

Verteidigt wurden Burgen anfangs vor allem mit Steinen, Speeren und Pfeilbögen. Im 11. Jahrhundert kam die Armbrust auf, im 14. Jahrhundert kleine Kanonen mit Stein- oder Bleikugeln.

Mieterverband kontert Soziologin

Joëlle Zimmerli sieht in Basel keine Gentrifizierung. Der Mieterverband und auch Stadtentwickler Lukas Ott sind anderer Meinung.

Patrick Marcolli

Dieses Interview hat für Aufsehen gesorgt: Die renommierte Stadtsoziologin Joëlle Zimmerli hatte im Gespräch mit dieser Zeitung Anfang dieser Woche gesagt, in Basel sei die Gentrifizierung lediglich ein Gespenst, das an die Wand gemalt werde, die Verdrängung ein importiertes Problem.

Dem widerspricht nun der Basler Mieterinnen- und Mieterverband aufs heftigste: «Jede Rendite-Sanierung», schreibt Geschäftsleiterin Patrizia Bernasconi, «bringt halt nun einfach mal eine Verdrängung mit sich.» Stadtentwickler Lukas Ott betont, es sei «nicht von der

Hand zu weisen», dass es in Basel «seit Jahren einen Bevölkerungs-, einen Anlage- und einen Aufwertungsdruck» gebe. Es

«Die Bevölkerungen wollen Wohnschutz, sowohl in Genf wie in Basel.»

Patrizia Bernasconi
Basler Mieterverband

seien jedoch «umfassende Vorkehrungen» getroffen worden, damit dies nicht zu einem Veränderungsdruck führe: unter anderem durch Familienmietzinsbeiträge oder die neuen Wohnschutzbestimmungen.

Stadtsoziologin Zimmerli sieht gerade in der zunehmenden Regulierung des Basler Wohnungsmarkts die Gefahr, am Rheinknie bald «Genfer Verhältnisse» zu haben. Sprich: «Dort führt der strikte Wohnschutz dazu, dass kaum mehr in die Erneuerung von Wohnbauten investiert wird.» Patrizia Bernasconi vom Mieterverband findet es «schlimm, dass die Investoren schlecht reden über den Wohnschutz in Genf und

dass dieses Narrativ unkritisch übernommen wird, gerade auch von Frau Zimmerli.»

«Die Bevölkerungen wollen Wohnschutz, sowohl in Genf wie in Basel», betont Bernasconi. In Basel habe man die Türe offengelassen für die fairen Sanierer, die sanft und ökologisch sinnvoll sanieren und folglich auch die dort Wohnenden nicht verdrängen.

Stadtentwickler Otts Entgegnung auf die Gefahr von «Genfer Verhältnissen» fällt deutlich vorsichtiger aus: «Zurzeit können in Basel die Auswirkungen der Wohnschutzbestimmungen noch nicht beurteilt werden» – es lägen schlicht noch keine Erfahrungswerte vor.

«Entscheidend», so Ott weiter, «wird insbesondere sein, wie die Wohnschutzkommission im Bewilligungsverfahren die Anrechenbarkeit baulicher Massnahmen handhaben wird, etwa auch von energetischen Sanierungen.» Diese Praxis werde darüber entscheiden, ob es in Basel zu «Genfer Verhältnissen» kommen werde oder nicht.

«Frau Zimmerli fordert geradezu Verdrängung»

Schliesslich bringt die Aussage von Joëlle Zimmerli, dass aus dem Klybeck-Quartier selbst der Wunsch nach Aufwertung komme, den Mieterverband auf die Palme. Es sei eine «technokratische Vorstellung», sagt

Bernasconi, dass ein Quartier soziostrukturell durch marktorientierte Wohnprojekte «verbessert» werden könne, ohne auf die tatsächlichen Probleme jener Quartierbevölkerung einzugehen. «Kurz: Frau Zimmerli fordert ja geradezu die Verdrängung.» Sie irre auch deshalb, weil gerade der Mittelstand wegen Rendite-Sanierungen aus der Stadt verdrängt werde, wie Beispiele aus dem Gellert und dem Neubad belegen würden.

Lukas Ott wiederum sieht das ein Stück pragmatischer: «Die Agglomeration profitiert bei der Zuwanderung aus der Kernstadt als Wirtschaftsmotor für die ganze Region.»